

Indessen, China hat ein eigenes Volkswirtschaftsvermächtnis für seine industrialistische Entwicklung von Sun Yat-Sen übernommen. Es würde ein solcher internationaler Freistaat innerhalb der Zollgrenzen des Landes in diese chinesisch-nationale Industrezukunft dieselbe Bresche schlagen, wie sie die exterritoriale Handelsstadt Schanghai in die vorindustrielle Volkswirtschaft

Chinas gebrochen hat. Die Chinesen würden sich gegen einen solchen neuen Einbruch in die Selbständigkeit Chinas mit allen Mitteln verteidigen müssen, und eine internationale Konferenz, wie sie von seiten Japans ins Auge gefaßt ist, könnte wirklich nur das eine vollbringen: den Frieden für China noch weiter hinauszuschieben.

Abgeschlossen 6. 7. 1932.

BUCHERBESPRECHUNGEN

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15., völlig neu bearbeitete Ausgabe von Brockhaus' Konversationslexikon. Bd. X: Kat—Kz, Bd. XI: L—Mah. 800 bzw. 788 S. F. A. Brockhaus, Leipzig 1931.

Abgesehen von den zahlreichen Hinweisen auf chinesische Städte, Flüsse, Berge usw. sind — in Band X — die Provinzen Kiangsi, Kiangsu, Kirin, Kuangsi, Kuangtung und Kuitschou ausführlich behandelt, so daß für China-Interessenten dieser Band zum Nachschlagen besonders willkommen ist. Für das Stichwort Korea darf vielleicht die Anregung gegeben werden, in einer späteren Auflage die Stärke der Kultureinflüsse Chinas und Japans und ihre Auswirkungen schärfer herauszuarbeiten.

Die vorliegenden Bände sind für uns dadurch besonders wichtig, daß wir in ihnen die beiden klassischen Repräsentanten des chinesischen Geisteslebens, Konfuzius und Laotse, behandelt finden. Man hätte gewünscht, daß durch eine eingehendere Darstellung des Konfuzianismus der ungeheuerere Einfluß, mit dem er durch die Jahrtausende China geformt hat, noch klarer herausgestellt worden wäre und daß der ganze Aufsatz sich etwas positiver zu Konfuzius' Leben eingestellt hätte. Es ist doch der allgemeinen Anschauung nach auch bezeichnend für die Art von Konfuzius und Laotse, daß wir vom Leben des Konfuzius verhältnismäßig viel wissen, während das Leben des Laotse sich im Sagenhaften verliert. Dem Stichwort Laotse ist als Illustration eine Statue aus dem 18. Jahrhundert beigegeben, die in Bartracht und Haltung sehr an den buddhistischen Patriarchen Bodhidharma erinnert. Bei den kärglichen Nachrichten, die wir von Laotse's Leben haben, ist es sehr schwer,

sich ein Bild von seinem Aussehen zu machen, und so sind Darstellungen, die man mit absoluter Sicherheit als die des Laotse identifizieren kann, verhältnismäßig selten. Besonders erwähnt sei noch die ausführliche Darstellung des Lamaismus. Es würde zu weit führen, die einzelnen Stichworte und Namen von chinesischen Gelehrten und Künstlern, von Sinologen usw. aufzuzählen oder die vielen Erwähnungen Chinas wie z. B. unter dem Stichwort Kompaß, Lackarbeit usw. Vielleicht darf nur zu dem Stichwort Kuß noch erwähnt werden, daß der Kuß in China doch nicht nur eine erotische Rolle spielt. Er ist zwar zwischen Erwachsenen eine sehr viel intimere Angelegenheit als in Europa, aber er wird auch als Liebkosung z. B. von Erwachsenen Kindern gegenüber gebraucht.

Die bereits bei der Besprechung des letzten Bandes erwähnte Umänderung des üblicherweise mit Y (nicht J) wiedergegebenen Anlauts führt in dem Artikel über Konfuzius z. B. dazu, daß das Wort Jen (Mensch) „Dschen“ umschrieben wird. Die Buchstabengruppe „Dsch“ wird aber an sich meist für die Wiedergabe eines anderen Anlautes verwendet. Dies sei nur erwähnt, um zu zeigen, wie solche Transkriptionsneuschaffungen das Verständnis von chinesischen in Transkription wiedergegebenen Worten unnötig erschweren.

Zum Schluß sei nochmals anerkennend die Mannigfaltigkeit der Stichworte auch in diesen beiden Bänden rühmend hervorgehoben.
M. L. B.

Cohn, William: Chinese Art. With 90 plates. 75 S. Text. The Studio Ltd., 44 Leicester Square, London 1930 (10/6).

Den äußerlichen Anlaß zu diesem guten kleinen, in englischer Sprache erschienenen

Buch gab, wie der Autor, der bekannte Kunstgelehrte und Kustos der ostasiatischen Abteilung der staatlichen Museen, in seinem Vorwort erklärt, die in Berlin 1929 unter seiner Mitarbeit veranstaltete Ausstellung chinesischer Kunst. Die meisten der beigegebenen Abbildungen entstanden nach Kunstwerken, die damals dort aus deutschem Museums- und Sammlerbesitz zu sehen waren. Cohns kurzer Abriß dieses sowohl künstlerisch als auch historisch so umfangreichen Gebiets drängt das Wesentliche seiner Grundlagen und gesamten Entwicklung aufschlußreich zusammen, und zwar unter Berücksichtigung der wichtigsten, neuesten Forschungsergebnisse. Obgleich es England gewiß nicht an bewährten Fachgelehrten fehlt, scheint es besonders erwähnenswert, daß ein großer englischer Kunstverlag für eine derartige Publikation sich hierzu einen deutschen Gelehrten auserwählte.

Ein gut ausgewähltes Literaturverzeichnis ist der historischen Einleitung vordruckt. In dieser in prägnanter Kürze gegebenen Einführung werden u. a. auch die Einflüsse fremder Kulturen im Laufe der Zeiten aufgezeigt. Ihr folgen sodann die Kapitel über die verschiedenen Kunstzweige Chinas: Architektur, Bronzekunst, Malerei, Plastik, Keramik und endlich Jade, Lack, Textilien usw. Auf geringster Seitenzahl wird das Wichtigste der einzelnen Kunstarten scharf und übersichtlich umrissen. Im Gegensatz zu älteren Publikationen gleicher Thematik wird auf die früher so geschätzten spielerischen Handwerkskunststücke so gut wie verzichtet, dagegen die in den letzten Jahrzehnten immer mehr befestigten Ergebnisse künstlerisch zu wertender Funde einprägsam betont. Eine gewichtige Stütze sind dem Autor hierbei die ebenso gut gewählten wie reproduzierten Abbildungen, die, wie überhaupt die Ausstattung des Buches, dem Verlag Ehre machen. Eine deutsche Ausgabe des anregenden kleinen Werkes wäre nur zu empfehlen. Es könnte bei uns eine Lücke ausfüllen.

A. O.

Le Coq, Albert von: Auf Hellas' Spuren in Ostturkistan. 1926 Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, IX und 166 S.

Es ist in diesen Spalten noch immer nicht auf dieses Buch des kürzlich verstorbenen

Orientalisten hingewiesen worden, das die Berichte und Abenteurer der II. und III. deutschen Turfan-Expedition enthält. Es ist, wie im Vorwort hervorgehoben wird, „eine persönliche Schilderung — ohne wissenschaftlichen Ballast — unserer Erlebnisse in jenem fernen, abgeschlossenen, staubigen, sonnigen und uns durch die Erinnerung an viele Erfolge, an die Bekanntschaft mit vielen kennenswerten Menschen immer teuren Lande“. Dennoch gewährt es tiefe Einblicke in die vergangenen, übereinandergelagerten Kulturen dieser westlichsten Provinz Chinas, von der aus sich nicht nur die griechische Kunst in bezeichnender Umbildung Eingang in das eigentliche China erzwang, von der auch wesentliche Teile des Buddhismus nach China vorgetragen wurden und die schließlich — so bezeugen wenigstens fachmännische Untersuchungen — das einzige Einfallstor für den auch in China weit verbreiteten muhammedanischen Glauben bis hinunter in die südlichen Bezirke Kantons gewesen ist. Daneben haben rückschlägige Wanderungen das Land mit östlichen Völkerstämmen bekannt gemacht, und so entstand ein interessantes Gewebe ethnischer Zettel und Einschläge, bei dem die blondhaarigen, blauäugigen Tocharer, die in ihrer Bekleidung so sehr an die germanischen Ritter des frühen Mittelalters erinnern und die Le Coq mit den Yüo Tschü der chinesischen Vorgeschichte identifizieren will, besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Es rechtfertigt sich aus diesen Tatsachen der Wettlauf der wissenschaftlichen Expeditionen aller Nationen, der sich seit über einem Vierteljahrhundert in jene Gegenden ergießt und in dem die deutschen Turfan-Expeditionen, von Le Coq und Grünwedel geleitet, deren Ergebnisse den Hauptteil des völkerkundlichen Museums in Berlin ausmachen, einen hervorragenden Raum einnehmen. Le Coq schildert hier einen Teil der deutschen Arbeiten, namentlich in Karachodscha, Bázalik, Tuyok und Kyzil, belebt die Darstellung durch seine immer interessanten und geistreichen Hypothesen, durch treffliche Übersichten über die zum Verständnis notwendigen Vorkenntnisse, durch reichhaltige Einzelbilder vom Leben und Treiben der Bevölkerung, so wie er mit ihr in Berührung gekommen, und Hinweise auf landschaftliche und natürliche Reichtümer

und Schönheiten. Eine Schilderung der halbrecherischen Heimfahrt über die Himalayapässe beschließt das spannende Buch. Reichhaltiges Bildmaterial ergänzt des Verfassers Ausführungen.

Hm.

Sirén, Oswald: Kinesiska och Japanska Skulpturer och Målningar i Nationalmuseum. Von der Verlagsfirma A. B. Malmö Ljustrycksanstalt zum Besten des Nationalmuseums ausgegeben 1931. Schwed. Kr. 35.— (Englische Ausgabe erschienen bei Edward Goldston/London.)

Nicht nur kunstwissenschaftliche Gründlichkeit, sondern auch drucktechnische Vornehmheit zeichnen dieses mit schwedischem und englischem Text erschienene Werk aus. Es ist eine Art Prachtkatalog der ostasiatischen Sammlungen des Stockholmer Nationalmuseums, von deren bedeutendem Leiter, dem verdienstvollen Forscher Oswald Sirén, verfaßt und mit einer bemerkenswerten Einleitung versehen. Diese Einführung, betitelt: „Ein Wort über unsre Einstellung zur chinesischen Kunst“, in der Sirén die geistige Wesensverschiedenheit in der Kunst des Ostens und Westens in einem kurzen Abschnitt meistert, ist schon an sich allein lesens- und beachtenswert. Anschließend an diese wird ein ebenfalls knapp gegebenes Kapitel der Plastik, ein zweites der Malerei gewidmet, um die kunstgeschichtliche Entstehung und Zugehörigkeit der einzelnen Museumserwerbungen zeitlich zu entwickeln und möglichst stillklärend einzureihen. Hierauf folgt der eigentliche Katalog an Hand der dreiundsechzig in Lichtdruck reproduzierten Abbildungen. Jede Tafel erfährt eine eingehende Beschreibung mit Berücksichtigung von Daten, Provenienz, Übersetzung und Erklärung etwaiger Inschriften, von Material und Zustand der Erhaltung, die an Gründlichkeit (mit evtl. Literaturangaben, ikonographischen Notizen usw.) nichts zu wünschen übrigläßt.

In der Hauptsache setzt sich die Sammlung aus meist frühen chinesischen Werken der Plastik und Malerei zusammen. Einige wenige frühe japanischen Ursprungs von guter Wahl und Qualität sind beigelegt. Daß die Sammlung vom Verfasser während seiner Reisen im Fernen Osten, hauptsächlich in den Jahren 1929—1930, erworben werden konnte,

und zwar nur dank der Unterstützung und der Munifizenz einiger kunstbegeisterter schwedischer Landsleute, verdient erwähnt zu werden, um so mehr da solche Opferfreudigkeit bei uns heute leider nur noch als ganz große Seltenheit möglich erscheint. Die schönen Bildtafeln ergänzen für den interessierten Beschauer den Katalog der Sammlung.

A. O.

T'ien-Wen, die „Himmelsfragen“ des K'üh Yüan. Übersetzt und erklärt von A. Conrady, abgeschlossen und herausgegeben von E. Erkes. China-Bibliothek der „Asia Major“, Band II. Verlag Asia Major, Leipzig, 1931. VIII, 266 S.

Über die Entstehung der Himmelsfragen des Kü Yüan (332—295 v. Chr.) berichtet der Kommentator Wang I (Sekretär bei der Kollationierung von Büchern 114—120 n. Chr.):

„Als Kü Yüan verbannt und ausgewiesen war, da war er bekümmerten Herzens und niedergeschlagen voll Herbstgedanken; er irrte da an Gewässern und Marschen umher, durchstriefte die Hügel¹, seufzend rief er den Sommer- und Herbsthimmel an, blickte zum Himmel empor und stöhnte. Er besuchte die Tempel der früheren Könige von Dschu und der Herzöge und Minister Ahnenhallen, worin gezeichnet waren der Himmel und die Erde, die Berge und Flüsse, der Götter und Geister Wertvolles² und Trügerisches und der alten Heiligen und Ehrwürdigen seltsame Dinge und getane Taten. Vom Wandern ermüdet, ruhte er an ihrem Fuße aus und sah emporblickend die Gemälde. Darum schrieb er ihre Wandfragen³ ab und machte Fragen daraus, um seinen Zorn und Kummer loszuwerden“ (Übersetzung von Conrady, S. 17).

Diese Himmelsfragen bilden schon seit sehr früher Zeit ein schwer verständliches Stück in der chinesischen Literatur. Im Nachwort zu ihnen sagt Wang I: „Seit jeher haben die Leser sie als schwer empfunden und

¹ Ling Lu sind keine Synonyma. Es müßte heißen: durchstriefte Hügel und Heide.

² Besser: Erhabenes.

³ Abwegig. Bi Ho können niemals zusammengebracht werden und „Wandfragen“ heißen. Auch das „Ab“ schreiben geht nirgends hervor. Vielmehr ist Ho = „seufzen, anschreien, jemand bei Namen rufen“ zu lesen und zwischen Bi und Ho ein Komma zu setzen. Vielleicht: „Und er schrieb auf die Wand: er nannte (beschrieb) sie (die gezeichneten Dinge) und stellte seine Fragen an sie“.

können sie nicht verstehen.“ Dies wohl aus zweierlei Gründen: 1. der Vers- und Satzbau ist hier ganz eigentümlich und unklar; 2. die historisch-mythologischen Ereignisse, auf die darin angespielt wird, sind zu zahlreich und in dieser Fassung wenig geläufig. Aber auch eben deshalb sind sie — sie gehören nicht zu den schönsten Schöpfungen Kü Yüans — ein Stück für philologische Neugier und literarischen Ehrgeiz. Denn nicht nur Dschu Hi (1130—1200) und Mau Si Ho (1623—1716) haben Kommentare dazu geschrieben — das ist für beide und für die Himmelsfragen selbst charakteristisch —, sondern Liu Dsung Yüan (773—849), der viel- und allwissende Literat, hat sogar auf diese Himmelsfragen Himmelsantworten, Tiën Dui, geschrieben!

Hieraus ergibt sich von selbst die Bedeutung und der Wert der vorliegenden Arbeit: sie ist die Bearbeitung eines Gegenstandes, an den sich ein chinesischer Gelehrter nicht leicht heranwagen würde, und dazu eine Bearbeitung mit außerordentlichem Scharfsinn und großer wissenschaftlicher Akribie! Aber auch eben eines Gegenstandes, der mehr für neugierige Philologen und ehrgeizige Literaten Wert und Interesse hat.

Der Fleiß und die Liebe, womit dies Werk verfaßt ist — sowohl bei Conrady wie bei Erkes —, sind ganz ungeheuer. Denn unter wieviel Gesichtspunkten sind hier die Himmelsfragen studiert und erklärt worden! Und welche Schätze liegen in diesen Studien für die philologisch interessierten Sinologen! Ich nenne hier die wichtigsten Partien daraus: Das Tiën-Wen als eine Beschreibung von Bildern; Die einzelnen Bilder; Das Verhältnis des Tiën-Wen zu den Allegorien Kü Yüans; Die Anordnung des Tiën-Wen; Die Form des Tiën-Wen (hier eine Reihe Studien über die Partikel Hi, über das eröffnende Yüo, über die Reime im Tiën-Wen und über die Archaismen Schi, Güo, Yüan, Nai, Hu usw.); Übereinstimmungen zwischen dem Tiën-Wen und anderen Gedichten Kü Yüans; Metrik der übrigen Gedichte Kü Yüans; Das Verhältnis des Tiën-Wen zu den Schantung-Skulpturen; Versuch einer Rekonstruktion der Vorlage des Tiën-Wen; dann der Text und die Übersetzung des Tiën-Wen und dazu die 123 Seiten Erläuterungen.

All diese Kapitel — sie knüpfen alle an die Himmelsfragen an — sind sehr durchdacht

und — insbesondere gegenüber der mehr intuitiv-erfassenden Behandlung der Himmelsfragen bei den Chinesen und dem chinesischen wissenschaftlichen Denken überhaupt — ein glänzendes Beispiel für die deutsche Arbeitsmethode und Wissenschaftlichkeit. Und die These Conradys, daß Menschengestalt als Porträt schon mindestens im 4. Jahrhundert v. Chr. in Südchina dargestellt wurde (s. S.14), kann also damit als bewiesen angesehen werden, und seine Vermutung, daß es sich sogar um plastisch, in Halbreliet oder vertieft gearbeitete Szenen handelt (a. a. O.), gewinnt an großer Wahrscheinlichkeit.

Aber zu alledem muß der Rezensent bemerken — was er zu empfinden mehr als einmal Gelegenheit hatte —, wie europäische Sinologie mit größter wissenschaftlicher Begabung und reichsten literarischen und philologischen Kenntnissen bei den einfachsten sprachlichen Schwierigkeiten versagen kann. Und solche Entgleisungen sind leider auch hier nicht sehr selten. Einige Unebenheiten in der Übersetzung des Vorwortes des Wang I haben wir oben beobachtet. Aber auch die Kommentare sind oft mißverstanden worden. So sind z. B. die Übersetzungen der Kommentare zum Vers 76 völlig mißglückt (S. 243). Wang I meinte in seinem Kommentar eigentlich folgendes: „Wenn Yau den Gun nicht gehaßt und hingerichtet hätte, so würde Yü nicht dazu gekommen sein, nach ihm zum Aufstieg zu gelangen. Und wie würde das Volk die fünf Getreide aussäen können? Daher weiß man, daß Guns Schuld langdauernd war und das Reich erfüllte.“ Also Wang I verstand die Verse dahin, daß Kü Yüan damit die Schuld Guns begründen wollte: da Guns Tod ein Segen für das Volk wurde (weil erst dann der Retter Yü kam), mußte sein Leben ein Übel sein. Mit ihm wären also die Verse zu übersetzen:

75. Alle (das Volk) pflanzen schwarze Hirse; Schilf und Binsen werden gebaut (genau: sind zu Bauende);

76. Woher (konnte das Volk) gleichzeitig (die fünf Getreide) säen? Also Guns Schuld (war) andauernd, (das Reich) erfüllend. Hung Hing Dsu (um 1130), der die Ergänzungen, Bu, zu dem Kommentar des Wang I schrieb, meinte aber das Gegenteil. Nach ihm wollte Kü Yüan mit diesen Versen den Gun rehabilitieren. Er sagt in dem Bu:

„Yü befriedete Wasser und Land, und das Volk erlangte es, gleichzeitig die fünf Getreide zu säen. Wieso dauerte Guns Schuld an und erfüllte das Reich? Das ist das, was man sagt: die Schuld der Vorfahren unsichtbar machen (durch eigene Verdienste).“ Er meint also: da Yü Verdienst so unendlich groß war, konnte Guns Schuld nicht mehr als groß und langdauernd empfunden werden. Danach wären die Verse zu übersetzen:

76. Woher: (das Volk) gleichzeitig (die fünf Getreide) bauen und Guns Schuld langandauernd, (das Reich) erfüllend?

Beide Auffassungen sind hier nicht richtig verstanden worden, und so beruht die neue Konstruktion rein auf Mutmaßungen und ist überhaupt nicht mehr verständlich (s. S. 127). Unbefriedigend finde ich ferner, daß Hung Hing Dsu, der Verfasser der Ergänzungen zu Wang Is Kommentar, des sog. Bu, niemals namentlich genannt wird.

Trotz alledem ist diese Lieblingsarbeit des berühmten Gelehrten das Ergebnis jahrzehntelanger Vertiefung und enthält vieles Wissenswerte und Wertvolle. Und so wenig sie den Nicht-Sinologen zu bieten vermag, die sinologischen Fachkreise werden nicht an ihr vorbeigehen dürfen. Hsü Dau-Lin.

Tezuka, R.: Chün Ch'en Tao. Studien über das von Konfuzius vertretene Tao von Herrscher und Untertan. Berlin 1930. Würfel-Verlag. 56 Seiten.

Die vorliegende Arbeit, in der „ein japanischer Gelehrter in deutscher Sprache sich über die Grundgedanken der konfuzianischen Ethik äußert“ (Vorwort von O. Franke), ist insofern sehr anregend, als sie uns beweist, wie eine staatstheoretische Bearbeitung der chinesisch-klassischen Auffassung von Gemeinschaft und Staat immer mehr not tut. (Auf das Bedürfnis einer „Chinesischen Staatslehre“ habe ich in meiner Rezension zu O. Frankes Geschichte des Chinesischen Reichs, Sinica 1931, S. 130 hingedeutet.) Das Problem, das hier eigentlich zu verfolgen wäre, ist vom Gesichtspunkt abgeglitten, weil die Problemstellung unrichtig gefaßt war.

Das Thema der Arbeit ist: das Verhältnis von Herrscher und Untertan. Da das chinesische Staatswesen im wesentlichen nur die monarchische Regierungsform kannte, ist der Gegenstand der Untersuchung eigentlich

das Problem der Staatsform und ihrer Rechtfertigung, das im Abendland sein Gegenstück etwa in der Theorie vom Gesellschafts- und Herrschaftsvertrag der Naturrechtslehre sehen kann. Und wenn Verf. in seinem ersten Kapitel über die „Theorie vom Auftrag des Himmels an den Tugendhaften“, über die „Theorie von den heiligen Kaisern“ und über die Theorie des Mong Dsi, nach der „alle Menschen Herrscher werden können“ und „das Prinzip der Verbannung als rechtmäßig anzusehen ist“ (S. 24), berichtet, so denken wir ganz unwillkürlich an die Theorie von der göttlichen Einsetzung des Kaisers (Zweischwerertheorie), an die Lehre von der Staatsordnung durch Gottes Fügung (Luther, F. J. Stahl) und an die Lehre vom ius resistantiae et revolutionis der „Monarchomachen“.

Der Fehler der Arbeit liegt nicht so sehr darin, daß sie die gezeigten Fragestellungen nicht in staatstheoretischer Betrachtungsweise verfolgt hat — obwohl auf diese Weise die Untersuchung über die Theorie vom Auftrag des Himmels, von den heiligen Kaisern, die Theorie des Mo Dsi, des Yang Dschu, des Hü Hing, des Mong Dsi und der „Gesetzgeberschule“ (Legisten) sicher ersprißlicher gewesen wäre —, als in einer Verabsolutierung der Staatsauffassung des Konfuzius. Nach Verf. betrachtet Konfuzius das Verhältnis zwischen Herrscher und Untertan als absolut, d. h. „Fürst muß immer Fürst, Untertan immer Untertan bleiben“ (S. 33), und diese These versucht er durch eine Reihe von Zitaten und Beispielen (S. 28—35), durch eine eingehende Polemik gegen die dieser entgegenstehende Denkweise (S. 36—43) zu begründen. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht am Platz. Ich möchte nur sagen, daß Konfuzius Ethiker und kein Staatsphilosoph war, Gesellschaftslehre und keine Staatsmetaphysik trieb. Und was er sagte, war fast immer teleologisch hintergründet. So sind die schlagendsten Argumente Tezukas für seine aufgestellte These: daß z. B. „das Stürzen durch Tang und Wu bei Konfuzius nirgends Anerkennung findet“ (S. 30), daß Konfuzius „über die Anmaßung“ der Aftervasallen und Lehnsfürsten „unwillig“ (S. 30) und selbst „ein aufmerksamer und treuer Untertan“ war (S. 34) usw., für mich durch-

aus nichtssagend. Ich hoffe mich bald an einer anderen Stelle ausführlicher darüber äußern zu können.

Da diese „Theorie“ des Konfuzius mehr konstruktiv zusammengestellt war, muß ihre „philosophische Grundlage“ (S. 44—55) notwendig in der Luft bleiben. Denn es ist die reine konfuzianische Sozialethik, was hier dann vorgetragen wird, und keine philosophische Begründung einer Staatstheorie mehr. Unverständlich muß es auch bleiben, daß die konfuzianische Staatsidee plötzlich einen — für einen Japaner wohl etwas weniger erstaunlichen — dynastischen Grundton verrät.

Auf geringfügige Kleinigkeiten wie fehlerhafte Zitate („Hsi-wen-kung“, s. S. 23, „Chung-Kung“, s. S. 32 u. dgl. m.) und grammatische Fehler im Deutsch (S. 19 unten) einzugehen, ist nicht Aufgabe einer Bücherbesprechung.

Hsü Dau-Lin.

The Chung-Yung or the Centre, the Common, translated by Leonhard A. Lyall and King Chien-Kün; Longmans, Green & Co. Ltd., London 1927. XXVII und 24 S.

Eine Erläuterung und Übersetzung des wichtigen Kapitels aus dem Buch der Sitte, aus dem eine Art pragmatischer Philosophie herausgelesen wird. „The way need not be one fixed way for all. The final text of its rightness lies in the result of the way, not in its form.“ (S. XI.) (The centre) „means that our mind should occupy an unbiased position between spirit and body.“ (S. XII.) „Yung (Maß) that which is every day, or common“ (a. a. O.). „When we call a certain action good and another bad, it is again not the action itself but its result that we are describing.“ (S. XIV.) So wenigstens meinen die Verfasser das Dschung Yung verstehen zu sollen. Die Wahl der Worte für die Übersetzung feststehender Termini scheint nicht immer glücklich. Die alte Übersetzung von Legge ist doch wohl vielfach deutlicher. So ist dort Ho mit „harmony“ und nicht mit „tune“ übersetzt. Auch die Übersetzung von Dé mit „mind“ macht stutzig. Ferner sind auch die prägnanten Sätze des Textes selbst vielfach mißverstanden, so z. B. „Must the way, then, be untrodde?“ (S. 3.) statt „Ach daß der Weg nicht begangen wird!“

und „The way does not do away with man“ (S. 5) statt „Der Weg ist nicht ferne vom Menschen“ oder „Nothing stood out in that mind“ (S. 23) statt „Nichts ist so offenbar wie Geisteskraft“. Diese Beispiele können vermehrt werden. Bereichert ist die Übersetzung noch um eine Anzahl von Anmerkungen, in denen Äußerungen moderner Persönlichkeiten wie Rabindranath Tagore und Walt Whitman wiedergegeben werden. Offenbar ist damit beabsichtigt, zu jenen konfuzianischen Gedanken Parallelen zu ziehen.

Hm.

Tsuchida, Kyoson: Contemporary Thought of Japan and China. New York, Alfred A. Knopf 1927, XI und 244 Seiten.

In der von W. Tudor Jones herausgegebenen Library of Contemporary Thought hat der Verfasser den Band bearbeitet, der den Gedankenkreis des gegenwärtigen Ostasien behandeln soll. Die Wahl des Verfassers scheint schon nach oberflächlichem Einblick nicht sehr glücklich, da er zwar über die moderne japanische Philosophie sich ausgiebig zu äußern versteht, aber anscheinend weder die Sprache noch die geistigen Strömungen seines Nachbarlandes in genügendem Maße beherrscht, um Autoritatives darüber aussagen zu können. So ist denn der Abschnitt über die gegenwärtige Gedankenwelt Chinas nach Umfang und Inhalt dürftig, seine Kritik oberflächlich und unbegründet. Seine Kenntnisse erschöpfen sich in den wenigen Namen eines Kang Yu-We, dessen Lehren von der großen Gemeinschaft er den Vorwurf macht, sie darben der ökonomischen Basis, des Marxisten Tschen Du-Siu und der durch Hu Schi inaugurierten literarischen Renaissance, während Liang Ki-Tschau, den der Verfasser in merkwürdiger Verwechslung der Zeichen mehrmals „Liang Chi Yueh“ nennt, wenigstens verschiedentlich bei Namen genannt ist. Es folgt dann ein Hinweis auf den Abwehrkampf gegen europäische Ideen durch Ku Hung-Ming und Lang Sou-Ming, eine kurze Darstellung des philosophischen Streites zwischen Carsun Chang und Ting Wen-Kiang und ein Überblick über die sozialen Ideen von Sun Yat-Sen. Ein wohlgemeintes Nachwort spricht der Zukunft der fernöstlichen Philosophie gute Aussichten zu.

Hm.

Steiger, George Nye, Ph. D.: *China and the Occident, The Origine and Development of the Boxer Movement*, New Haven: Yale University Press, 1927, XIX und 349 S.

Die vorliegende tiefeschürfende Studie über Ursprung und Verlauf der Boxerbewegung nötigt in mannigfacher Hinsicht zu Bewunderung vor der Unvoreingenommenheit und Gründlichkeit des Verfassers. Seine neuen Deutungen und Gesichtspunkte rücken mit der überzeugenden Sicherheit eines Kenners des verwickelten diplomatischen Spiels sowohl wie der chinesischen Volkskräfte und der sie zusammenhaltenden staatlichen Organisation die Bewegung in ein neues Licht, und so erkennen sich Entstehung und einzelne Phasen deutlicher und schärfer, Schuld und Unschuld an den Ereignissen verteilt sich anders und gerechter. — Nach einer Übersicht über die Entwicklung der Beziehungen Chinas zum Westen, über die „Eröffnung“ Chinas durch internationale Kriege und ihre Folgen, über die unglücklichen Wirkungen des chinesisch-japanischen Krieges und den Wettlauf um die Konzessionen setzt die Untersuchung bei der Reformära der hundert Tage und dem darauffolgenden Staatsstreich der Kaiserinwitwe ein. Es wird aufgezeigt, wie durch die mannigfachen Verluste souveräner Rechte die Regierung schließlich dazu geführt wurde, namentlich anlässlich des gescheiterten italienischen Versuchs, ebenfalls den Reigen der Konzessionsstaaten mitzutanzten, ein schärferes Augenmerk auf die Landesverteidigung zu richten, wie die Truppenbefehlshaber der Grenz- und Küstenbezirke angewiesen wurden, im Notfalle auf eigene Faust zu handeln, und wie schließlich unter staatlicher Genehmigung eine Volksmiliz geschaffen wurde, die im Falle kriegerischer Verwicklungen die staatlichen Heere unterstützen sollte. Aus dieser Volksmiliz sind dann unter Einstrom jener sektiererischen Elemente, die sich in China seit jeher in Geheimgesellschaften Ausdruck suchen, diejenigen Verbände entstanden, die man in Europa unter dem Namen Boxer zusammenzufassen pflegt. Es blieb nicht aus, daß der starke nationalchinesische Geist dieser Miliz sich an den Konvertiten europäischer und amerikanischer Missionen rieb, die nicht immer aus den besten Elementen der Be-

völkerung sich zusammensetzten. Veranlaßt durch die daraufhin einlaufenden Klagen der Missionare, setzte das diplomatische Korps in Peking die kaiserliche Regierung durch Noten, Ultimaten und Flottendemonstrationen unter Verkennung des Charakters der Verbände, der Macht der Regierung und der psychologischen Folgen derartiger Schritte unter Druck, die Verbände aufzulösen und hohe Beamte, die sie förderten, zu versetzen, und minderten auf diese Weise das ohnehin schon schwankende Ansehen der Regierung im Volke noch weiter. Zum unmittelbaren Ausbruch kam es aber erst, als das diplomatische Korps die Seymoursche Expedition veranlaßte und damit die erste kriegerische Handlung selbst vollzog. Nun erst fanden fremdenfeindliche Ausschreitungen in größerem Umfange, bei denen so viele Missionare ihr Leben verloren, der Mord an dem deutschen Gesandten Ketteler und die Belagerung der Gesandtschaften statt, Ereignisse, die dann schließlich die internationale Intervention herbeiriefen und im Schlußprotokoll ihr Ende fanden. Das Schlußkapitel gibt zu bedenken, ob nicht der durch den starken internationalen Druck hervorgerufenen strafbaren Zentralisation des chinesischen Verwaltungsaufbaus, die — mit der einzigen Ausnahme des kurzen Zwischenspiels der Tsin-Dynastie — der chinesischen Geschichte fremd ist, ein nicht zu unterschätzender Anteil an dem schließlichen Umsturz des so reformierten Regimes zugeschrieben werden muß. Verschiedene angehängte Dokumente und eine ausgezeichnete bibliographische Übersicht mit kritischen Bemerkungen machen das Buch besonders wertvoll. Hm.

Hsia, Ching-Lin, B. Sc., M. A., Ph. D.: *The Status of Shanghai. A Historical Review of the International Settlement, Its Future Development and Possibilities through Sino-Foreign Co-operation*. Kelly & Walsh, Ltd., Schanghai 1929. XIV u. 202 S.

Das kürzlich gefällte Gutachten des Richters Feetham über den Weg, den die Verwaltung der internationalen Niederlassung in Schanghai zu nehmen habe, hat aufs neue die Wogen der Diskussion hochschlagen lassen. Aus diesem Anlaß sei ein Buch empfohlen, das sehr wohl in dem Streit der Meinungen gehört zu werden verdient. Es ist

ein sehr ruhiges und sehr sachliches Buch. Es vermeidet eifernde Worte und einen parteiischen Standpunkt. Mit juristischer Kühle wird zunächst der historische Werdegang des Gebiets, der Jurisdiktion und der Verwaltung dieser eigenartigsten aller Selbstverwaltungskörperschaften untersucht. Die Ergebnisse dieser Untersuchung erwecken den Wunsch, diesen gordischen Knoten von sachkundiger und autoritativer Hand gelöst zu sehen. Die auf ihnen aufgebauten Vorschläge einer allmählichen Evolution sind maßvoll, aber voll politischer Klugheit. Sie werden jeden überzeugen, der nicht ein „die hard“ ist, namentlich da mit geschickter Hand die Argumente jeweils aus dem gegnerischen Lager geholt worden sind. Hm.

Kohn, Dr. Hans: Orient und Occident, Weltpolitische Bücherei Nr. 24, Zentralverlag G.m.b.H., Berlin W 35, 1931, 95 S.

Die zur Erörterung und Bekanntmachung weltpolitischer Probleme von Dr. Adolf Grabowski ins Leben gerufene Serie der Weltpolitischen Bücherei hat mit dem vorliegenden Heftchen eine erfreuliche Bereicherung erfahren. Der Verfasser, aus andern Veröffentlichungen bereits als hervorragender Kenner des Orients bekannt, zeichnet mit knappen und klaren Umrissen die politische, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Problematik der asiatischen und nordafrikanischen Völker und gibt somit die Tatbestände, von denen aus das letzte Kapitel neue weltpolitische Ausblicke zu zeichnen versucht. Zwei Gedanken freilich wollen einen bei der Lektüre des überzeugenden Schriftchens nicht verlassen. Zunächst hätte man gerne das aktuellste Mittel der Weltpolitik, die Rolle des Geldes und der finanziellen Verschuldung, ebenso eingehend dargestellt gesehen wie die übrigen politischen Faktoren. Die kolonialisatorischen Methoden der Großmächte gehen doch immer weniger darauf aus, neue Flächen auf der Landkarte mit den Farben ihres Landes bedecken zu machen; die viel weniger sichtbare, aber nicht weniger wirksame Methode der finanziellen Kolonisation ist, nachdem das Ansehen jener Farben mehr und mehr verblaßt, auch dem Orient nichts Fremdes, und diesbezügliche Untersuchungen hätten vielleicht die Ergebnisse des Verfassers hie und da ein wenig

modifiziert. — Ferner ist auch in diesem Werk viel von der schicksalsmäßigen Einheit des Orients die Rede. Die Feststellung des „verhältnismäßigen Fehlens ererbter Gegensätze und des Bewußtseins historischer Unrechte“, das „im pazifischen Raum einen Grad gegenseitigen Vertrauens möglich“ machen soll, ist ja leider nur ein rosenroter Traum, und die ihn träumten, sind spätestens durch den letzten japanischen Einfall unsanft geweckt worden. Freilich schien es eine Zeitlang so, als ob die orientalischen Völker zu einer gemeinsamen Front sich zusammenfaßten; doch ist inzwischen der Periode der Eröffnung zum Internationalismus, die wir ja auch in Europa gespürt haben und die wir hier gerne mit dem Namen Stresemann symbolisieren, etwa seit dem Jahr 1929 auf der ganzen Welt eine Periode der Abschließung gefolgt, in der die Auseinandersetzung der Staaten weniger Gliederung als Abwehr ist und in der die innerstaatlichen Probleme drohend neue Beachtung fordern. Eine etwas weitergehende Untersuchung der sozialen, namentlich der Bauernfrage in China hätte dem Verfasser auch diese Wandlung anzeigen müssen. Hm.

Walter, Wilhelm P. O.: Das China von heute. Sozietäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1932, 120 S. und 112 Tafeln. Preis 6 RM.

Das Schönste an diesem Buch sind die Bilder. Es zeigt sich auch hier wieder, wie sehr persönliches Auge die photographische Linse ist. So werden wir weniger vor die repräsentativen Gebäude und die ehrwürdigen Landschaften geführt, es wird in diesen Bildern die bisher weniger häufig dargestellte Welt des chinesischen kleinen Mannes erschlossen. Tagelöhner, Handwerker, Gaukler, Soldaten und Kinder werden bei ihren Beschäftigungen gezeigt. Und so ist damit unzweifelhaft der Zweck des Buches, uns mit dem China von heute bekannt zu machen, zum Teil erfüllt. Merkwürdig bleibt nur, daß man den Bauern, den typischen Repräsentanten des chinesischen Volkes, vermissen muß. Die Bilder sind in der bei diesem Verlag herkömmlichen mustergültigen Weise reproduziert. Der verbindende Text will allen wissenschaftlichen Ballast beiseite lassen und ohne Rückgriff auf literarische Erklärungen das heutige China so zeigen, wie es ist. Ob

diese Methode besonders glücklich ist, ob sich nicht durch ein etwas eingehenderes Studium der Literatur oder wenigstens durch eine etwas gründlichere mündliche Information verschiedene Fehler in der Darstellung, da wo sie über eine Schilderung der Tatbestände hinausgreift, hätten vermeiden lassen, ob nicht gerade das, was China vom Westen unterscheidet, dem Leser durch tiefergehende Einblicke in Chinas natürliche Ordnung, in seine konfuzianische Sozialstruktur nähergebracht und der starren Fremdartigkeit hätte entkleidet werden können, das mag jeder bei der Lektüre selbst entscheiden.

Hm.

Hornbeck, Stanley K.: China To-Day: Political. World Peace Foundation Pamphlets Vol. X Nr. 5; 40 Mount Vernon Street, Boston, 1927. S. 416—566.

Eine kurz zusammenfassende Darstellung der politischen Probleme und Aktionen des modernen China bis 1927. Ausgehend von einer kurzen Übersicht über Land, Volk und Nationalcharakter, werden nach einem historischen Rückblick die Entwicklung des chinesischen Nationalgedankens und seine Auswirkungen zur Darstellung gebracht. Während so das erste Kapitel die innerchinesischen Vorgänge zum Gegenstand hat, schildert das zweite den Kampf gegen die Vorrechte der auswärtigen Mächte und das dritte im besonderen die Haltung der amerikanischen Politik. Ein Anhang mit Auszügen aus den einschlägigen Verträgen und Dokumenten beschließt das Werk.

Hm.

Andrews, Roy Chapman: Mit Harpune, Büchse und Spaten. Ein Forscherleben unsrer Tage. Mit 65 Abb. n. Aufnahmen des Verfassers. F. A. Brockhaus/Lpz. 1934. Geb. 9,50 RM.

Andrews, der erfolgreiche amerikanische Naturforscher, der nach dem Grundsatz (vgl. S. 90): „Wissenschaft, die sich selbst genügt, besitzt keine Daseinsberechtigung“ die Ergebnisse seiner Forschungen stets auch in verständlicher Form der Öffentlichkeit mitgeteilt hat, gibt in diesem Buch einen Überblick über sein jetzt 46jähriges Leben, das ihm „ein wundervolles Abenteuer“ ist. Uns interessieren hier nur die

Abschnitte, die von seiner Arbeit in Ost- und Innerasien berichten. Er hat ja bekanntlich aus der Wüste Gobi die ersten Dinosaurier-Eier an das Amerikanische Museum für Naturgeschichte in New York gesandt, das durch ihn außerdem durch unzählige Exemplare neu entdeckter oder wenigstens schwer erreichbarer Tierarten aus jenen entlegenen Gegenden bereichert worden ist. Von dem Drum und Dran dieser Arbeit erzählt er nun unter Mitteilung vieler amüsanten Einzelheiten. Bei diesem amüsanten Ton bleibt er leider auch da, wo er von den Verhältnissen in China spricht, die er namentlich während eines längeren Aufenthalts in Peking kennengelernt hat, doch geht aus seiner Darstellung immerhin hervor, daß auch er sich dem Zauber ostasiatischer Lebensgestaltung nicht hat entziehen können. — Unter seinen Aufnahmen von unterwegs sind einige recht hübsch.

M. F.

Hochschule und Ausland. Monatsschrift für Wissenschaft und kulturelles Leben. Hrsg. v. Dr. H. Lutz (bis 1931) und Dr. Dr. A. Morsbach. Verlag: Kulturpolitische Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Die oben genannte Zeitschrift, die gegenwärtig im 10. Jahrgang erscheint, leistet im besten Sinne völkerverbindende Arbeit, indem sie u. a. einerseits hinweist auf die überall gleichsinnig betriebene Forschung, andererseits eine Stelle ist für den Austausch der Erfahrungen, die deutsche Studenten und Wissenschaftler im Auslande und ausländische Angehörige der gleichen Gruppen in Deutschland gemacht haben. Auch Ostasien wird dabei nicht vergessen. Wir erwähnen beispielsweise den Aufsatz von Chiang Fu-Tsung über „Die Entwicklung des modernen Bibliothekswesens in China“, den Bericht von Prof. Dr. P. A. Eckardt über „Die Universitäten in Ostasien“ und einen „Überblick über die chinesischen Universitäten“ von H. Rocholl im Jahrgang 1931, dessen letztes Heft auch über die Anbahnung eines Austausches deutscher und chinesischer Studenten seitens des Akademischen Austauschdienstes informiert. Der Zeitschrift ist die weitestgehende Beachtung seitens der akademischen Kreise Deutschlands zu wünschen.

M. F.

Burgess, John Stewart Ph. D., *The Guilds of Peking*, Columbia University Press, New York u. London 1928. 270 S. G. \$ 4.00.

Der Hauptwert dieser Studie liegt wohl darin, daß noch zur rechten Zeit in der richtigen Umgebung einige typische Grundzüge des überkommenen chinesischen Gildenwesens festgehalten wurden, bevor die Gilden durch äußere Einwirkungen soweit umgebildet und zersetzt werden, daß von der ursprünglichen Verfassung nichts mehr zuverlässig erkennbar ist (S. 232). Sowie so haben die Chinesen von jeher der wirtschaftlichen und soziologischen Struktur als etwas allzu Gewöhnlichem nicht viel Aufmerksamkeit in ihrem Schrifttum gewidmet, daher auch der Mangel an geschichtlichem Material, auch im Falle des Gildenwesens (S. 67 ff.).

Die in 14 Abschnitte gegliederte Arbeit hätte in drei Teile zerlegt werden können:

1. Teil. (S. 1—106): Einführung, Methode der Enquête, Beschreibung dreier Gilden. Hier wird manches später Gesagte in anderer Gruppierung vorweg genommen.

2. Teil. (S. 107—213): Ergebnisse der Untersuchung in Peking (Peping). Untersucht werden 111 Gilden: Handwerk 40, Handel — Läden — 60, andere 11. Der Ursprung läßt sich nicht weit zurückverfolgen, trotz ziemlicher Gewißheit, daß Gilden Jahrtausende alt sind (siehe auch S. 67 ff.). Furcht und Abwehr sind die fundamentalen Triebkräfte für den Zusammenschluß; im unruhigen Süden (Kuangtung) führt das zu Sippenbildungen auch auf dem Lande, im Norden zu Landsmannschaften Auswärtiger und zu Gilden. Der Hauptzweck dieser ist Schutz gegen Erpressungen der Beamten, Ausschluß von innerem Wettbewerb und von Außenseitern. Grundlegend ist die Berufsgilde. Die Mitgliedschaft durfte gelegentlich erzwungen werden, wobei „Zwang“ — ein etwas dehnbarer Begriff — bis zur körperlichen Vergewaltigung ging. In den Handwerksgilden ist auch der Geselle Mitglied, im Handel meist nur der Ladeninhaber. Die Gilden sind lokal begrenzt (im Gegensatz zu den modernen Gewerkschaften). Die Mitglieder sind bei Strafe „zur Zahlung von Mitgliedsbeiträgen verpflichtet; sie haben die Regeln zu befolgen“ (S. 129).

Vorteile für das Mitglied sind: Gildenschutz gegenüber Dritten; Tariflöhne, Sterbe-

gelder usw. Gilden sind freie Vereinigungen, sie sind nicht polizeilich eingetragen, aber vom Staate anerkannt. Die Mehrzahl der Gilden kennt Vorsitzende, Ausschüsse oder eine andere Form der Oberleitung. Direkte Wahl ist selten; Alter, Ansehen und Einfluß, Wohlstand oder Befähigung sind maßgebend für die Wahl von „Ältesten“. Mindestens einmal im Jahre findet eine allgemeine Versammlung statt, die häufig eine Mischung von Fest und Tagung ist, im Gildentempel oder -haus; auch Theaterspiele werden aufgeführt.

Das Lehrlingsystem ähnelt dem europäischen; es artet heute stellenweise zur Lehrlingszüchtereier aus (Teppichweberei). Länge der Lehrzeit 3 bis 7 Jahre, überwiegend 3 Jahre und ein Festtermin, das sind 3 Jahre und 3 Monate. Der Lehrherr hat Züchtigungsrecht und Anspruch auf Entschädigung, wenn der Lehrling vorzeitig davongeht. In der Regel liefert er Nahrung und Wohnung, selten Lohn; Kleidung nicht. Ein Bürge oder Verwandter führt den Lehrling ein. Arbeitszeitfestsetzung und Sonntagsruhe waren unbekannt und sind unbekannt. Unterste Altersgrenze scheint etwa 8 Jahre zu sein. Der Lehrherr muß den Lehrling ausbilden; häufig, im Handel immer, erhält er auch im Rechnen und in Buchhaltung Unterricht.

Von ziemlicher Bedeutung sind die karitativen Funktionen der Gilden: Bettlernalmosen, Unterstützung armer Mitglieder und Lehrlinge, Ankaufen von größeren Begräbnisplätzen; Sterbekassen und Sondergeschenke aller in Todesfällen. Über die Rechte der Frauen und Witwen wird leider nichts gesagt.

Ähnlich wie die Gilden im Mittelalter hatten die chinesischen Gilden einen Schutzpatron oder -heiligen; zurzeit geht der religiöse Einfluß zurück. Am beliebtesten sind Tsai Schen (Gott des Reichtums; auch Guan Yü genannt) und Lu Ban (Gott der Holzkunst) (S. 188).

Unter den Funktionen der Gilden ist eine gewisse Gerichtsbarkeit zwar anerkannt worden — besonders die Schiedsgerichtsbarkeit —, aber das Züchtigungsrecht ist neuerdings aufgehoben worden (S. 227). Bei Boykotten gegen Mitglieder, Steuerstreiken u. dgl. zeigen sich die Gilden vielleicht von ihrer stärksten Seite, also beim Kampf um das wirtschaftliche Wohl ihrer Mitglieder.

Vielfach setzten sie früher Maße und Gewichte fest, nicht der Staat, daher das Wirrsal chinesischer Maße, Werte und Gewichte. Preisregulierung und Lohnfestsetzung ist nicht allgemein.

3. Teil. (S. 214—249.) Hier wird die jüngste Entwicklung geschildert; das Handwerk erstarkt nur auf wenigen Gebieten, auf den meisten geht es zurück und wird überwuchert von den Neubildungen: Gewerkschaft der Fabrikarbeiter einerseits und Arbeitgeberverband andererseits, die persönliche Beziehung des Lehrherrn zu Geselle und Lehrling hört vielfach auf, der Kapitalismus hält seinen Einzug, allerdings ist diese Umstellung deutlicher in den großen Industrie- und Handelszentren wie Schanghai an allererster Stelle, dann Tiëntsin, Hankou, Kanton als in Peping. Gerade deshalb erwies sich Peping noch als günstiges Feld für eine sozialpolitische Enquête dieser Art.

F. Otte, Eisenach.

Coons, A. G. Ph. D., *The Foreign Public Debt of China*, University of Pennsylvania Press, Philadelphia and London 1930. 251 S.

Die Arbeit besteht aus vier Teilen; der Schwerpunkt liegt in den beiden ersten analytisch-kritischen Teilen: I. Gesicherte Anleihen. II. Ungesicherte Anleihen. In Teil III werden die Ergebnisse der Untersuchungen zusammengefaßt, und die Frage nach der Zahlungsfähigkeit Chinas wird aufgeworfen. Dies führt dann über zu Teil IV, in dem diese Zahlungsfähigkeit vom Standpunkt der wirtschaftlichen Grundbedingungen aus betrachtet wird, z. B. besonders auch unter dem der Handels- und Zahlungsbilanz. Der zeitliche Querschnitt für den Verfasser ist der 1. Januar 1926. Absolute Zuverlässigkeit ist unmöglich, schon weil die Silberwährung ein Element stärkster Unsicherheit bildet; dann auch, weil bei der tragischen Verworrenheit der chinesischen Finanzen vieles im Dunklen bleibt. Zahlenmäßig wird (S. 119ff.) folgendes Ergebnis erreicht (ausgedrückt in 100000 £ und 1000000 Silber \$). Beträge: Auswärtige Schulden, gesichert 1531 £, ungesichert 462 £; 69 \$ innere Schulden, gesichert 178 \$, andere 535 \$. Zusammen: 1993 £ und 782 \$; bei Umwandlung der £ in \$ zu je 9,50 \$ = 2675 \$. Um

diese Endsumme dreht sich die Gesamtbetrachtung. Sie ist gering, etwa 5,2 Milld. Reichsmark, wenn man sie mit der Größe und den unerschlossenen natürlichen Hilfsquellen des Landes vergleicht. Das Ergebnis weicht von anderen, auch amtlichen Schätzungen nicht viel ab, die Abweichungen werden erklärt. Um die Endsumme zu erhalten, hat Verf. das gesamte Gebiet der Kriegs-, Industrie- und Verwaltungsverschuldung durchforschen müssen.

Geschichtlich trennt er: 1. die Zeit bis 1865. In dem Jahre lieh zum ersten Male eine englische Bank China 1,4 Mill. £ zur Bezahlung einer Kriegsentschädigung an Rußland. Bis 1887 folgten dann 12 verschiedene Anleihen, meist englische, einige deutsche (S. 1, 2). 2. 1887 bis 1894 keine neuen Anleihen. 3. Die Folgen der Niederlage im Kriege 1894—1895 gegen Japan führten zur Verschuldung seitens Chinas und zur Konzessionsjägerei auf allen Gebieten seitens der Mächte und zuletzt zur Revolution von 1911. Immerhin sind die Anleihen aus dieser Zeit, wie festgestellt wird, größtenteils zu produktiven Zwecken verwandt worden, so fällt z. B. der Eisenbahnbau in diese Zeit. 4. Die nachrevolutionäre Zeit bis heute, wobei 1917, als China in den Weltkrieg eintrat, auch finanzpolitisch ein wichtiges Jahr wird. Europa tritt zurück, um 1918 spitzt sich der Wettbewerb zwischen Japan und den Vereinigten Staaten um den ersten Platz an der Sonne zu. Die Geschichte der Konsortien wird besprochen, das erste 1913, das zweite, unter Ausschluß von Deutschland, ab Oktober 1920. "China seems unwilling to utilize the resources of the Consortium" (S. 238), und Japan ist ein unwilliges Mitglied, wie Verf. etwas deutlicher hätte ausführen können, ebenso hätte die Stellung der Morgangruppe (Lamont) etwas schärfer umrissen werden können, denn die Vereinigten Staaten führen, Europa ist kaltgestellt. Die Anleihen ab 1912 waren größtenteils unproduktiver Art und finanzierten den Bürgerkrieg.

Die Möglichkeiten der Rückzahlung werden mit einer gewissen Skepsis beurteilt (S. 133), nicht zu Unrecht, vielleicht hat Verf. dabei die Folgen der Wirren noch nicht genügend in Rechnung gestellt. Die Prognose auf S. 168 mit dem Hinweis auf die Folgen

einer möglichen Verschlechterung des Silberwertes (Abnahme der Kaufkraft, Verschlechterung der Einfuhrmöglichkeiten) ist richtig gestellt worden, wie sich heute zeigt. Zusätzlich sei bemerkt, daß die innere Verschuldung, soweit sie bestand, durch die Silberentwertung weitgehend vermindert wurde; andererseits haben erneute Wirren zu weiterer innerer Verschuldung geführt, was sich bei einem immerhin nicht unmöglichen Anziehen der Silberpreise verhängnisvoll auswirken könnte.

Man gewinnt den Eindruck, daß man für finanzwissenschaftliche Studien auf diese Arbeit jederzeit mit dem Gefühl zurückgreifen kann, daß hier ein erprobter Fachmann in ein verworrenes Gebiet hineingeleuchtet und Ordnung geschaffen hat, soweit das möglich war. Man kann auf dieser Arbeit weiter bauen. F. Otte.

Kann, Eduard: *The Currencies of China. An investigation of silver and gold transactions affecting China, with a section on copper.* 2nd edition. — Revised with a map and nine illustrations London P. S. King & Son, Ltd., London 1928. 559 S.

Kann hat das klassische Werk über Geldwesen in China geschrieben; wenn auch der Titel lediglich von den Wirkungen der Gold- und Silbergeschäfte auf China spricht, so greift das Werk doch weit über diesen Rahmen hinaus und stellt eine Einführung in das gesamte Geldwesen Chinas dar, auch in das geschichtliche Werden des Geldes in China, wie es in dieser gründlichen, sachlichen und einfachen Weise noch kein anderer vor ihm fertiggebracht hat. Kann hat das Werk über Geld- und Währungswesen Chinas geschrieben. Alle Hochachtung vor diesem Deutsch-Österreicher, der auch in gewisser Weise ein Opfer des Weltkrieges wurde und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit unter schwierigen Voraussetzungen ein Meisterwerk schuf.

Das Werk ist in drei Teile gegliedert: I. Silber, II. Gold, III. Kupfer.

I. Teil: Silber und Silbergeschäfte S. 1—252. Abschnitt 1—9. Hier wird zuerst der ausländische Silbermarkt beschrieben: Amerika (New Yorker Notierungen), Großbritannien und Londoner Barrensilber, Einfuhr von London, Britisch Indien usw. und

Ausfuhr aus China. Die wachsende Verflechtung der Weltwirtschaft wird aufgezeigt. Der gemeine Mann braucht als Währung Kupfer, auch heute noch, „für den internationalen Handel und das Wechselgeschäft wird Silber gebraucht“ (S. 1). Aber China selbst gewinnt kaum Silber, ist deshalb auf Einfuhr angewiesen. Kann spricht noch von China als dem zweiten Silberland. Es sei hier auf seine periodischen Aufsätze im „Chinese Economic Journal“, Schanghai, verwiesen, die ständige Ergänzungen zu seiner Arbeit bringen. China ist jetzt das erste Silberbrauchende Land der Erde.

Sehr viel Raum wird schon gleich zu Anfang der handelstechnischen Berechnung gewidmet (Kettensätze usw.). Kann bespricht dann das Wesen des Tael (vermutlich vom indischen Gewicht „tola“ abgeleitet). „Der Tael ist tatsächlich ein Gewicht“ (Liang), aber diese „Unze“ ist verschieden von Stadt zu Stadt (S. 59ff.). Daher auch die zahllosen Silbertaeleinheiten in China. Schanghai ist der Mittelpunkt für den Silberhandel, wo auch die internationalen Notierungen konvergieren (Guiping Tael=Schanghai Tael). Unter dem Tael, der sich nicht fälschen läßt, lagert der Silber-Dollar, ursprünglich in verschiedenen ausländischen Sorten, später chinesischen (S. 126—174), aber die Einführung einer einheitlichen Silberdollarwährung ist bis heute nicht geglückt, der Dollar läßt sich als Münze, im Gegensatz zum Tael, auch verschlechtern. Scheidemünzen im eigentlichen Sinne gibt es nicht; allerdings wollte man sie schaffen (1890 in Kanton zuerst S. 177f.), aber die Münzverschlechterungen lösten sie vom Silberdollar los, so daß sie dem inneren Werte nach gehandelt werden. Abschnitte 7 bis 9 (S. 199—256) ergänzen die vorausgehende Abhandlung.

Teil II. Gold und Goldgeschäfte S. 259—283. Abschnitt 10—15. Gold tritt in seiner extensiven Bedeutung für China weit hinter Silber zurück; der kleine Mann kennt es nur vom Hörensagen und von den Auslagen der Goldgeschäfte her, bekommt es aber nie in die Hand. Der geschichtlichen Behandlung, wobei auch Turkestan und Tibet berücksichtigt werden, folgt die Besprechung der Gebrauchsarten in China (Münzen, Schmuck, Staub, Blätter, industrielle Verwendung). Heute spielen Goldbarren,

auch im spekulativen Geschäft, eine immer wachsende Bedeutung in den Handelszentren, vornehmlich in Schanghai. Bei der Besprechung der Versuche einer Einführung des Goldstandard ist die letzte, sehr wichtige Entwicklung noch nicht mit einbezogen, nämlich Einführung einer theoretischen Goldeinheit für die Berechnung von Einfuhrzöllen ab 1. Februar 1930 (Haikuan Gin Dan-We=Zollgoldeinheit zu 60,1866 Zentigramm Feingold=0,40 Golddollar; diese Rate ist in Übereinstimmung mit den Empfehlungen der Kemmererkommission gewählt worden).

Teil III. Kupfer und Kupfergeschäfte S. 399—462. Angesichts der Tatsache, daß Kupfer sowohl im geschichtlichen Münzwesen Chinas die Hauptrolle gespielt hat wie auch heute noch im Kleinverkehr spielt, ist diesem Metalle vielleicht etwas zu wenig Raum gewidmet. Immerhin werden die hauptsächlichsten Tatsachen mit der Kann eigentümlichen Gründlichkeit und Sachlichkeit dargestellt.

Wir stehen heute mitten in der Währungs-krise; von einer internationalen Erschütterung der Goldwährung bzw. der Golddollarwährung wird in der Öffentlichkeit allerdings noch nicht gesprochen, aber das Problem ist deshalb akut, weil die Goldproduktion, abgesehen von der Überproduktion anderer Rohstoffe — relativer oder absoluter je nach Belieben der Konjunkturautorität —, nicht mehr genügt, wenn alle Länder entweder unmittelbar (Goldwährung, Goldkernwährung) oder mittelbar (Dollar-, Pfund-, Francs-Goldwechselwährung) zur Goldwährung übergehen. In China ist es nach stürmischen Debatten jetzt eigenartig still geworden bezüglich der Einführung einer Goldwährung, man sieht die verhängnisvollen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, und schon sind Praktiker — Kann ist auch einer — darauf gekommen, daß China bei der Einführung einer Goldeinheit in eine neue Form der Abhängigkeit kommen könnte; kann man doch den Preissturz auf allen Gebieten und die Überschuldung nicht ganz von der verhängnisvollen Goldknappheit und infolgedessen von der Erhöhung des Seltenheitswertes des Metalles trennen. Es wird noch viel, sehr viel über Silberstabilisierung u. dgl. geschrieben werden; Kanns Buch wird Theoretikern und Praktikern zur Bildung eines sachgemäßen

Urteils wohl die beste Grundlage gerade für das Studium des Silberproblems gewähren, die es heute gibt. Diese Frage ist zur Zeit todernt. China ist das einzige große Handelsgebiet, das noch — vom Goldeinfuhrzoll abgesehen — am Silber festhält, aber sobald es eine feste Zentralgewalt hat, wird es vermutlich eine Zwischenlösung versuchen. Kanns Arbeiten dürften sich hier vielleicht wertvoller erweisen als die der ganzen Kemmererkommission 1929/1930. F. Otte, Eisenach.

Schjöh, Fr., M. R. A. S.: The Currency of the Far East, the Schjöh Collection at the Numismatic Cabinet of the University of Oslo, Norway, „What the Chinese say about their coins“. London und Oslo 1929. 220 S. Großformat. In „Publications of the Numismatic Cabinet of the University of Oslo“.

Wie im Vorwort erwähnt wird, hat Verf. ab 1876 eine Sammlung von alten chinesischen Münzen in China, wo er bei der Seezollverwaltung tätig war, begonnen, die er, infolge der in der Seezollverwaltung üblichen häufigen Versetzungen, in den verschiedensten Gegenden des Reiches später ergänzen konnte. Die vorliegende höchst wertvolle Arbeit stellt einen Katalog seiner Sammlung dar, dessen Gerippe — Teil II — aus 1612 Abbildungen von Münzen besteht, deren Herkunft sich nachweisen läßt, 99 zweifelhafter Herkunft und 132 Münzamuletten. Die Text-einteilung — Teil I — ist dementsprechend, im Hauptteil nach Dynastien, geordnet, es folgen Münzen Japans, Koreas, Annams und Amulettmünzen u. dgl. Tabellen am Ende des Textteils sind den Gewichtsfeststellungen vorbehalten, die Dr. H. Holst ausführte. Die Arbeit bildet eine ungewöhnlich gute und gründliche Grundlage für Studien auf dem Gebiete der eigentlichen Geschichte, der Geschichte des Kunst- und Metallhandwerks, des Münz- und Geldwesens, auf dem Gebiete der sinologischen Volkswirtschaft usw. Die chinesischen Zeichen im Text sind ein unentbehrliches Hilfsmittel, selbst für den geschulten Sinologen, zum Verständnis der in verschiedenen Schriftweisen geprägten Zeichen auf den Münzen, und die geschichtlichen Betrachtungen und Erklärungen scheinen mir stets wohl erwogen zu sein. Vielleicht wäre es ratsam gewesen, stellenweise etwas

weniger Kenntnis beim Leser vorauszusetzen, z. B. gleich zuerst S. 1. „Ancient Pu Money“: in diesem Falle hätte das Zeichen „Pu“ (Bu) näher erklärt werden können (=Liu Bu, d. i. verbreitet, umlaufend, also hindeutend auf Allgemeingültigkeit), denn in gewissem Sinne sind „Pu“ (Bu) und „Money“ — Geld — bereits Synonyme, der spätere populäre Ausdruck „Tschien“ (Tsiën, nach „Wade“: Ch'ien) soll nämlich auf den Gebrauch der Ackergeräte als Tauschmittel hindeuten.

Aus dem Text seien folgende Stellen von allgemeinem Interesse übersetzt:

S. 3 Aus Chou (Dschou) Dynasty (1122—255 v. Chr.) Unter „Pu Spade Money“: „Bei der Betrachtung des spatenförmigen Geldes kommt man dazu, der Meinung zuzustimmen, daß Werkzeuge und Geräte in vergangenen Zeiten ursprünglich als Tauschmittel in China benutzt wurden und daß die Einführung dieses metallenen Spatengeldes der Erleichterung des Handels diene. Es bleibt fraglich, ob dieses Bu-Geld nicht vor dem anderen Bu-Geld hätte aufgezählt werden müssen“ (Ancient Pu Money S. 1=quadratfüßiges Bu-Geld oder Satteldgeld).

S. 5. Unter „Ancient Pao-huo (Bau Huo) Round-money“: „Nach der Geschichte der Han hat der hohe Beamte Tai Gung (etwa 1100 v. Chr.) die neun Schatzämter eingerichtet und rundes Geld mit einem viereckigen Loch eingeführt. Dieses war die erste Münze dieser Art in China. King Ching (544 bis 520 v. Chr. King Wang?) führte mit den vier Einheiten (Huo) und sechs Einheiten Verbesserungen ein. Die Schreibweise zeigt deutlich, daß diese Münzen das Erzeugnis der Dschou-Zeit sind. Das Zeichen Bau (d. i. wertvoll — F. O.), das bis heute auf allen chinesischen Münzen erscheint, sieht man damals zuerst.“

S. 12. „Nachstehend sei eine Beschreibung der ersten Eisenmünze gegeben. . . . In den Annalen des Rebellen Gung-Sun Schu (gestorben 36 n. Chr.), der Setschuan eroberte und sich zum Kaiser von Schu machte (25 n. Chr.), finden wir, daß er Kupfermünzen beseitigte und sie durch eiserne Käsch ersetzte, von denen zwei gleich einem Kupfer waren.“

Es sei erwähnt, daß auch Zinn gelegentlich zu Mischungen für Münzzwecke verwandt wurde.

S. 20. „Die Wu Schu (wörtlich „Fünf Kupfereinheiten“) waren zweifellos die populärste Münze in China; gemünzt nach dem Nennwert, Gewicht 5 Schu, paßten sie sich den Bedürfnissen aller Volksklassen am besten an. Da die Aufschrift keine Jahresangaben enthielt, konnten sie in jeder Dynastie gebraucht werden. Noch während der jüngst vergangenen Jahre konnte man sie vermischt mit anderen laufenden Prägungen finden. Da sie die Hauptmünze von etwa 100 v. Chr. bis 600 n. Chr. bildeten, immer wieder und in vielen verschiedenen Arten geprägt wurden, so ist es schwer, den Zeitpunkt für viele zu bestimmen.“

S. 27. Aus Northern Sung (960—1127 n. Chr.): „Nichts läßt sich den vielen Abänderungen in der Aufmachung und der Aufschrift der Münzen der Sung vergleichen.“

S. 44f. Die Zeit der Yüan-Dynastie (1280 bis 1368 n. Chr.) dürfte infolge der Übergabe von Staatsnoten die schlimmste Inflationszeit gewesen sein, die China durchlebt hat, wie hier wieder bestätigt wird. F. Otte.

Arsenjew, Wladimir K.: Russen und Chinesen in Ostsibirien. Übers. v. Franz Daniel. Mit 103 Abb. u. 1 Karte. August Scherl, G. m. b. H., Berlin. 228 S.

Die Tendenz dieses Buchs ist eine doppelte. Einerseits liegt dem Verfasser daran, die Priorität der russischen Siedlung im Ussuriengebiete, jener am weitesten vorgeschobenen Provinz des zaristischen Imperialismus, die sich wie ein Keil zwischen die drei östlichen Provinzen Chinas und das Meer drängt, vor der chinesischen festzustellen, um daraus Schlüsse auf die Legalität der Einverleibung dieses Landes ziehen zu können. Weiter sucht er den dortigen chinesischen Kolonisatoren, denen er als unübertrefflichen, solidarischen Arbeitern Hochachtung und Anerkennung nicht versagen kann (vgl. namentlich S. 209ff.), schädigende Einwirkungen auf die Urbewohner dieses Gebiets, die Udehesen und Golden, sowie durch Raubbau an Wald und Wild auf das Land selbst und schließlich durch ihre nicht unterbietbare Konkurrenz auf die russischen Siedler, Händler und Arbeiter nachzusagen, um die häufig sehr rigorose, allerdings wenig konsequente zaristische Politik gegenüber den chinesischen Bevölkerungsteilen zu rechtfertigen.

Die Kapitel beginnen mit einem geographischen und einem historischen Überblick, um dann die verschiedenen Tätigkeitszweige der Chinesen in jenen Gebieten — der Bauern, der Jäger und Fallensteller, der Fischer, der Schenschen-Sucher, Branntweinbrenner, Opiumraucher, Glücksspieler und Räuber — zu schildern. Besonders interessant sind die ins einzelne gehenden, auf bisher unbekanntem Material beruhenden Untersuchungen über die eigene Verwaltung und Justiz, die die Chinesen in jenen Gebieten unter sich durchgeführt haben; — ein neues Schlaglicht auf

die organisatorischen Fähigkeiten dieses Volkes auch in seinen äußersten Ausläufern. Zum Schluß verspricht sich der Verfasser von den nach dem Kriege abgeschlossenen Verträgen, „die der menschlichen Vernunft und dem Wunsche der Völker nach friedlicher Arbeit entgegenkommen“, Segen für die Bewohner dieser Länder. Möge er recht behalten! Es sei nicht vergessen, auf die ganz vorzüglichen Illustrationen hinzuweisen, die Interessantes und Anschauliches in sehr guten Reproduktionen wiedergeben.
Hm.

ZU DEN ABBILDUNGEN

Im allgemeinen ist das einzige Gebiet monumentaler Plastik, auf dem die Chinesen sich mit andern Völkern messen können, seit etwa einem Jahrtausend nur noch das buddhistische. Moderne Aufklärer und Bilderstürmer tun daher unrecht, die großartigen Leistungen ihrer Vorfahren zu zerstören. (Auch die Hellenen haben sehr viel Götterstatuen hinterlassen!) Der Konfuzianismus ist auf dem Gebiet der Plastik unschöpferisch. Wie sehr Chinesen aber für Skulptur begabt sind, dafür mögen die vier Abbildungen zu unserm Kapitel über die Götter Zeugnis ablegen. Sie entstammen einer künstlerisch erstklassigen Serie von 28 Göttern (Dschu Tiën) aus dem Kloster Da Hui Si bei Peking. Die Figuren sind etwa zweieinhalb Meter hoch, aus Lehm modelliert und in kräftigen Farben bemalt. Der Name des Künstlers ist unbekannt, vermutlich ist es ein unbekannter Handwerksmeister bester Tradition. Die Zeit dürfte Ende Ming sein. Das Kloster ist (1896?) abgebrannt. Die Halle mit den Göttern ist alles, was übriggeblieben ist.

Abbildung 17. Der Drachenkönig. Geleidet in kaiserliche Gewänder, den Hut mit den Perlenschnüren auf dem Haupte. Mit ganz besonderer Eindringlichkeit hat hier der Künstler die Mischung des Tierisch-Drachenhaften mit dem Menschlich-Göttlichen gestaltet. Die dämonisch-kräftigen Hände hielten ursprünglich das Szepter.

Abbildung 18. Der Kaiser des Mondpalastes mit den seinem Rang zukommenden Gewändern, in der Hand ein (etwas beschädigtes) Szepter. Der Fürstenhut trägt in

der Mitte die weiße Scheibe des Mondes. Auch diese Figur ist wiederum von ganz besonderer Eigenart, nämlich der Typus eines vornehmen jungen Chinesen, die Händchen fein und empfindsam, alles etwas abgerundet — seelisch im Gleichgewicht. (Den Gesichtsausdruck dürfen wir nicht von unserem Rassenempfinden aus als blasiert auffassen, er ist vielmehr der Ausdruck fester, selbstbewußter Ruhe.)

Abbildung 19. Von ganz anderer Art ist Märici, die Göttin des Lichtstrahls. Gekrönt und geschmückt wie ein Bodhisattva steht die vollerblühte Jungfrau da. Die drei Häupter sind dreiäugig. Ihr zorniges Gesicht blickt nach ihrer rechten Seite, das Schweinshaupt (alles nach chinesischem Geschmack durch Verkleinerung abgeschwächt) nach der linken. Hinter der Krone ist verborgen der vierte Kopf, das Buddhahaupt. Von den acht Armen haben drei ihre Geräte verloren, bei dreien sieht man noch das „Haus der Kostbarkeiten“, die Fangschlinge, den Wurfdiskus. Man beachte den hellen rosigen Teint des nordindischen Typus und die wundervoll ausgeführten schlanken Hände und langen Nägel. (Ein Vergleich der Gesichter und Hände der einzelnen Typen unserer Abbildungen ist äußerst lehrreich).

Abbildung 20. Der Götterkönig Brahmā. Die unendliche Erfahrung, die er während seines ein Weltalter dauernden Lebens macht, drückt sich auch in der Weisheit seiner Gesichtszüge wundervoll aus. Trotz seines hohen Alters faßt er das Szepter mit fester Hand.

E. R.